

Süßebecker, Katrin

Zum Zusammenhang von Macht und Sprache

Leonhardt, Nico [Hrsg.]; Goldbach, Anne [Hrsg.]; Staib, Lucia [Hrsg.]; Schuppener, Saskia [Hrsg.]: *Macht in der Schule. Wissen - Sichtweisen - Erfahrungen. Texte in Leichter Sprache, Einfacher Sprache und Fachsprache.* Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 100-110



Quellenangabe/ Reference:

Süßebecker, Katrin: Zum Zusammenhang von Macht und Sprache - In: Leonhardt, Nico [Hrsg.]; Goldbach, Anne [Hrsg.]; Staib, Lucia [Hrsg.]; Schuppener, Saskia [Hrsg.]: *Macht in der Schule. Wissen - Sichtweisen - Erfahrungen. Texte in Leichter Sprache, Einfacher Sprache und Fachsprache.* Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 100-110 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-261531 - DOI: 10.25656/01:26153

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-261531>

<https://doi.org/10.25656/01:26153>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Katrin Süßebecker



Zum Zusammenhang von Macht und Sprache

1 Einführung

Sprache ist das zentrale Handwerkszeug von Pädagog*innen. Mit ihr vermitteln sie in der Schule nicht nur Wissensinhalte, sondern haben auch die Macht, mit ihrer Sprache zu ermutigen oder zu entmutigen, Anerkennung zuzusprechen oder abzusprechen. Durch die Art ihrer Sprachgestaltung gestalten sie auch ihre eigenen Beziehungen zu den Schüler*innen und nehmen Einfluss auf die Gestaltung der Beziehungen der Schüler*innen untereinander. Alle Studierenden, mit denen ich über anerkennendes oder demütigendes Sprachverhalten von Lehrkräften in ihrer Schulzeit gesprochen habe, berichteten von abwertenden Äußerungen, die ihnen auch Jahre später noch in Erinnerung sind. Dennoch spielt die Reflexion des eigenen Sprachhandelns in der Ausbildung von Lehrkräften und anderen Pädagog*innen bislang kaum eine Rolle, und die Studierenden sind regelmäßig überrascht, dass sie als künftige Pädagog*innen die Macht haben, selbst Anerkennung zu geben oder zu verweigern.

Ausgehend von meiner 2019 erschienenen Dissertation „Sprache Macht Anerkennung. Ein Praxiskonzept zur Förderung von Sprachbewusstheit“ werde ich im Folgenden besonders auf zwei Aspekte eingehen, nämlich zum Einen auf den Mythos der vermeintlich neutralen Sprache und zum Anderen auf die Bedeutung (sprachlicher) Anerkennung im pädagogischen Kontext.

2 Der Mythos der neutralen Sprache

Schon der griechische Philosoph Platon (427 – 347 v. Chr.) bezeichnete Sprache als neutrales Werkzeug (organon) („organon didaskaleion“= ‚ein Werkzeug, womit einer dem anderen etwas mitteilt über die Dinge‘“ (Pelz 2007, 46)), das die Welt so abbilde, wie sie eben sei: Ein Baum ist ein Baum und weder Strauch noch Blume, wenn ich gehe, gehe ich und springe oder hüpfе nicht. Dieses Sprachverständnis hielt sich viele Jahrhunderte. In der Sprachphilosophie beschäftigte man sich auf dieser Grundlage lange mit den Kriterien und Bedingungen für wahre resp. falsche Aussagen (vgl. Austin 2002). Das änderte sich erst mit dem gezielten Einsatz von Sprache in politischer Propaganda vor allem durch die Nationalsozialist*innen in Deutschland. Hier wurde in erschreckender Weise deutlich, wie sehr Sprache Menschen beeinflussen und zu Handlungen führen



kann (vgl. z. B. Klemperer 1987; Maas 1984). Heute spiegelt sich diese Erkenntnis vor allem in der Diskussion darüber wider, inwieweit Hasskommentare im Internet auch zu gewalttätigen Handlungen gegenüber den beschimpften Personen führen können.

Wir wissen heute, dass Sprache keineswegs neutral ist, sondern einzelne Wörter oder Ausdrücke in uns Vorstellungen und Emotionen hervorrufen. Diese ‚Begleitvorstellungen‘ werden in der Linguistik *Konnotationen* genannt:

„Konnotation ist der Wortinhalt, das Gesamt emotionaler Begleitvorstellungen, die durch ein Wort hervorgerufen werden. [...] Konnotativ bedeutet im Gegensatz zu denotativ nicht den begrifflichen Inhalt (Bedeutungskern, Bezeichnung eines bloßen Sachverhaltes), sondern die im sprachlichen Zeichen mitenthaltene inhaltlichen Nebenelemente, Bedeutungsnuancen betreffend.“ (Pelz 2007, 185)

In der Politik z. B. spielen diese Begleitvorstellungen eine große Rolle. So werden ganz unterschiedliche Bilder und Emotionen hervorgerufen, je nachdem, ob von einem ‚Entsorgungspark‘ oder von einer ‚Mülldeponie‘ gesprochen wird, obwohl beide Begriffe dasselbe bezeichnen. Die Atomkraft (vor der Reaktor-katastrophe in Japan 2011 und aktuell wieder) als ‚Brückentechnologie‘ zu bezeichnen, weckt die Vorstellung eines kurzen Zeitraums der Nutzung, eine kurze Strecke ist zu überwinden, von einem Ufer zum anderen. Die langfristigen Folgen und Probleme z. B. der sicheren Lagerung des Atommülls werden in dem Wort ‚Brückentechnologie‘ ausgeblendet, aus dem Bewusstsein gedrängt. Ein*e ‚Verteidigungsminister*in‘ verteidigt sein*ihr Land und seine*ihre Leute und die freiheitlich-demokratische Grundordnung. Er*sie führt keine Kriege und ist deshalb auch kein*e ‚Kriegsminister*in‘.

Weitere Beispiele finden wir zuhauf. So wird aus dem Wissen um die Konnotationen von Wörtern auch ein Bestreben, bestimmte Interessen durch die Initiierung bestimmter Konnotationen zu verfolgen und die Wertung bzw. das Verständnis einzelner Sachverhalte im Denken der Menschen zu lenken. Politische Propaganda und die Werbeindustrie arbeiten ständig an der bewussten Verknüpfung von Wertungen, Bedeutungen und Inhalten, schöpfen neue Wörter oder geben Bedeutungen vor. In der öffentlichen Diskussion um das Gendern etwa wird einerseits von ‚geschlechtergerechter Sprache‘, andererseits von ‚Genderwahn‘ gesprochen. An diesem Beispiel wird gut deutlich, dass mit den jeweiligen Begrifflichkeiten auch Wertungen verbunden sind, die beinhalten, was gut und was schlecht ist, was sein oder nicht sein soll. Damit verbunden ist ein Ringen um die Definitionsmacht von Wirklichkeit: In was für einer Welt/Gesellschaft leben wir? Leben wir in einer ‚Klimakrise‘ oder mit einer ‚Klimalüge‘? Diese Beispiele zeigen auch, dass die Emotionalität der gewählten negativen Begriffe sehr hoch ist und kaum Widerspruch zulässt. ‚Wahn‘ und ‚Lüge‘ bezeichnen ja gerade *keinen* neutralen Sachverhalt und argumentative Auseinandersetzungen sind unter solchen Voraussetzungen nur schwer zu führen.



In diesem Zusammenhang ist auch das sog. ‚Framing‘ zu erwähnen. Damit soll ausgedrückt werden, dass wir im Alltag viele sprachliche Bilder verwenden, die meist unbewusst sind und das Gesagte in einen bestimmten (emotionalen) Rahmen setzen. Diese sprachlichen Bilder heißen Metaphern und erzeugen ebenfalls Vorstellungen und Emotionen in uns (vgl. z. B. Lakoff & Johnson 2018; Lakoff & Wehling 2016). Elisabeth Wehling hat das politische Framing im Deutschen genauer untersucht (vgl. Wehling 2016). Anhand z. B. der Begriffe ‚Arbeitnehmer‘ und ‚Arbeitgeber‘ macht sie deutlich, dass mit der Zuschreibung, wer hier nimmt und wer gibt, ein Konzept umgesetzt wird, das keineswegs selbstverständlich so sein muss. Genauso sinnvoll könnten die arbeitenden Menschen als ‚Arbeitgeber‘ bezeichnet werden, die ihre Arbeitskraft hergeben, und Unternehmer*innen als ‚Arbeitnehmer‘, die die Arbeitskraft der anderen bekommen bzw. nehmen (vgl. Wehling 2016). Mit einer solchen Umkehrung des Verhältnisses von Geben und Nehmen wäre auch eine andere Wertung verbunden, die unser übliches Verständnis auf den Kopf stellen würde.

Sowohl Konnotationen als auch Metaphern zeigen also, dass Sprache keineswegs neutral ist, sondern stets nur eine Möglichkeit unter anderen darstellt, wie Welt und Wirklichkeit bezeichnet und beschrieben werden können.

Dabei blieb die Sprachphilosophie jedoch nicht stehen, sondern ging mit der sog. ‚Sprechakttheorie‘ noch einen Schritt weiter. In der Philosophie entstand im 20. Jahrhundert der sog. ‚linguistic turn‘, d. h. eine Hinwendung zu Sprache, ihrer Funktion in menschlichen Beziehungen und Systemen und zu den Machtstrukturen, die in ihr zum Ausdruck kommen bzw. wirken. In seinen Vorlesungen „How to do things with words“ (Austin 2002)¹ (dt.: „Zur Theorie der Sprechakte“) vollzog John L. Austin (1911 – 1960) den Paradigmenwechsel in der Sprachbetrachtung, der den linguistic turn mit bewirkte. Wie der englische Titel deutlich macht, besteht seine Hauptaussage darin, dass *Sprechen Handeln ist*, und zwar nicht einfach in der Produktion von Lauten oder Sätzen, sondern als *Eingriff in die Welt*. Das heißt, etwas zu sagen, bewirkt etwas, bestätigt oder verändert das, was vorher war, hat Konsequenzen und ist damit Tat. Das prominenteste Beispiel ist das Versprechen. Indem ich sage: „Ich verspreche x zu tun“, führe ich gleichzeitig die Handlung des Versprechens aus. Ich kann nach Austin nicht sagen: „Ich verspreche x zu tun“, ohne gleichzeitig das Versprechen zu geben. Gleiches gilt etwa für „ich wette ...“, „ich vermache ...“, „ich schwöre ...“ und weitere Äußerungen, die Sprechen und Handeln miteinander verbinden. Auch institutionelle Sprechakte wie „ich taufe ...“ erlangen ihre Wirkung direkt durch das (Aus-)Sprechen. Diese Wirkmächtigkeit von Sprache wird ‚Performativität‘ genannt. (vgl. Austin 2002) Allerdings besteht in institutionellen Zusammenhängen die Besonderheit, dass die Sprechenden die *Berechtigung* haben müssen, diesen Akt zu vollziehen und ihre

1 1962 posthum erstmals veröffentlicht



Berechtigung muss *anerkannt* werden. Sie müssen außerdem die entsprechende soziale oder berufliche Rolle innehaben, um mit ihrem Sprechen wirksam sein zu können, und den zurzeit herrschenden Konventionen entsprechen (vgl. Austin a.a.O.). Spricht etwa ein*e Richter*in ein Urteil, wird dies nur wirksam aus dem Kontext der Konvention, Institution und ihrer*seiner Rolle darin. Die Individualität der Sprechenden verschwindet sozusagen hinter ihrer Rolle innerhalb des konventionalisierten Rahmens. Sitzt der*die Richter*in zu Hause auf dem Sofa und spricht für den aktuellen Fall ein Urteil, hat der Urteilspruch keinerlei Wirkung. Gleiches gilt z. B. für eine*n Bäcker*in, der*die in der Bäckerei zu einem Paar die Worte spricht: „Hiermit erkläre ich euch zu angetrauten Eheleuten, bis dass der Tod euch scheidet.“ Auch er*sie hat weder die Berechtigung noch die Anerkennung dafür, eine solche Eheschließung durchzuführen und wirksam zu machen, auch wenn die entsprechenden Worte gesprochen werden.

Der französische Philosoph Pierre Bourdieu hat diesen Aspekt noch stärker herausgearbeitet und neben den Konventionen den *Status* bzw. die *Macht* betont, die nicht nur bewirken, dass ein Sprechakt gelingt, sondern auch, dass er *gehört* wird: Demnach hängt die Wirksamkeit einer Aussage nicht von der Sprachkompetenz einer Person ab. Entscheidend ist vielmehr, dass Macht und Status der Sprechenden Person anerkannt sind. Eine inhaltlich identische Aussage einer Person, die in Macht und Status nicht anerkannt ist, ist nicht akzeptiert und wird nicht gehört. (vgl. Süßebecker 2019; Bourdieu 2005)

Auch die Philosophin Judith Butler hat Austins Ansatz aufgenommen und weiterentwickelt. Sie geht davon aus, dass *alles* Sprechen performativ ist, d. h. Wirkung erzeugt und eine Wirklichkeit konstruiert, die auch anders sein könnte. Bekannt ist Butler daher vor allem als Vertreterin des Dekonstruktivismus. Der *Dekonstruktivismus* bezeichnet eine bis auf Friedrich Nietzsche zurückgehende Richtung der Philosophie, die sich mit der *Genealogie*, also der Entstehungsgeschichte bestimmter Wertvorstellungen, aber auch erkenntnistheoretischer Positionen beschäftigt. Kernaussage ist, dass als vermeintlich ‚natürlich‘ geltende Kategorien, nach ihrer Entstehungsgeschichte befragt, ‚gemacht‘ oder eben ‚konstruiert‘ sind und keineswegs als unhinterfragbare Gegebenheiten einen unendlichen Geltungsanspruch behaupten können. Diesen Gedanken verbindet Butler mit dem Konzept der performativen Sprechakte Austins und dem Diskurs- und Machtbegriff Foucaults.² Dabei erweitert sie diese Konzepte und versteht *Diskurs* z. B. nicht nur als das zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt Denk- und Sagbare, sondern auch als das *Lebbare*:

„Was Diskursen eigen ist – und was sie so überaus mächtig macht – ist ihre Fähigkeit, alternative Bedeutungen zunächst geradezu unmöglich zu machen. Sie wirken präreflexiv, aber umso mächtiger, weil sie das Denken strukturiert haben, bevor wir überhaupt

2 Mehr zu Foucault, dem Diskursbegriff und weiteren hier beschriebenen Ansätzen in Süßebecker 2019



anfangen zu denken. Das heißt: Diskurse stecken den Bereich des Denk- und Lebbareren ab, indem andere Optionen nicht denk- oder lebbar scheinen.“ (Villa 2003, 23)

In Bezug auf die Konstruktion der Geschlechterkategorien, die für Butler eine zentrale Rolle spielen, fragt sie entsprechend:

„Ist ‚weiblich sein‘ eine ‚natürliche Tatsache‘ oder eine kulturelle Performanz? Wird ‚Natürlichkeit‘ durch diskursiv eingeschränkte performative Akte konstituiert, die den Körper durch die und in den Kategorien des Geschlechts (sex) hervorbringen?“ (Butler 1991, 9)

Und weiter:

„Vielmehr erforscht die Genealogie die politischen Einsätze, die auf dem Spiel stehen, wenn die Identitätskategorien als Ursprung und Ursache bezeichnet werden, obgleich sie in Wirklichkeit Effekte von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen diffusen Ursprungsarten sind.“ (ebd.)

In ihrem ersten Buch zur Genderfrage „Das Unbehagen der Geschlechter“ (dt. 1991) geht es Butler vor allem darum, die Kategorie ‚Frau‘, die in der feministischen Debatte benutzt wurde, um einerseits Frauenrechte zu erstreiten, aber auch, um sich von Männlichkeit, Patriarchat und heterosexueller Normalität abzugrenzen, als Konstruktion zu entlarven. Ihrer Ansicht nach schadet die Behauptung, es gebe ‚die Frau‘, eher einer wirklichen Befreiung aus einengenden Strukturen, weil sie die *binäre Ordnung* (Mann oder Frau) aufrechterhält, die erst zu dieser Einengung und Begrenzung führt.³

In dem Band „*Körper von Gewicht*“ (dt. 1997), der auf „*Das Unbehagen der Geschlechter*“ folgt, radikalisiert Butler ihre These der performativen Produktion von Geschlechterkategorien auf den *Geschlechtskörper*. Ausgehend von der These, dass manche Körper, die den Normen entsprechen, anerkannt werden, in Butlers Worten ‚von Gewicht‘ sind, die, die den Normen nicht entsprechen, aber entkörperert werden, formuliert sie als Ziel: „Wir sollten uns daran erinnern, daß Körper außerhalb der Norm noch immer Körper sind, und für sie und in ihrem Namen suchen wir ein erweiterungsfähiges und mitfühlendes Vokabular der Anerkennung.“ (Butler 1997, 10)

Die Vorstellung, dass unsere Körper durch performative Sprechakte geformt seien, scheint dem Alltagsverständnis fundamental zu widersprechen: Der Körper

3 Gerade in den Anfängen der zweiten Frauenbewegung (ca. ab 1970'er Jahren) gab es Versuche, das ‚typisch Weibliche‘ zu beschreiben und positiv aufzuwerten in Abgrenzung von als destruktiv beschriebener patriarchaler Sprache, Philosophie, Ethik u. a. m. vgl. hierzu z. B. Daly 1981; Wisserlinck 1991; Brown & Gilligan 1997. Gleichzeitig gab es verschiedene feministische Linguistinnen, die das männliche Sprechen als macht- und gewaltvoll sowie verletzend beschrieben. Vgl. hierzu z. B.: Pusch 1984, Trömel-Plötz 1985, MacKinnon 1994 oder Evans 1995. Für aktuellere Analysen gewaltvoller Sprache, die den feministischen Horizont erweitern siehe z. B. Herrmann u. a. 2007 oder Kuch & Herrmann 2010.



sei doch gegeben, durch Gene und Chromosomen bedingt, eine biologische Gegebenheit, mit der wir oft genug unzufrieden sind, und uns längere oder kürzere Beine wünschen, glatteres oder lockigeres Haar u.v.a.m. Butler argumentiert jedoch auf der Folie der Geschlechterpolarität von männlich – weiblich im Rahmen der Heterosexualität, die wiederum Sexualität in erster Linie auf ihre Fortpflanzungsfunktion reduziert. Der Körper wird bereits unmittelbar nach der Geburt (oder auch vorher schon) auf ein Geschlecht festgelegt: ‚Es ist ein Junge‘, oder ‚Es ist ein Mädchen‘, bezeichnet den Beginn einer langen Kette von weiteren Zuschreibungen und Absprechungen, was ein ‚richtiger Junge/Mann‘ bzw. ein/e ‚richtiges Mädchen/Frau‘ tun sollte, wie sie/er sich bewegen, verhalten sollte, um dem Ideal von Frau – Mann zu entsprechen. So entstehen Zurichtungen des Körpers, die z. B. die Beine zwar nicht länger machen, doch in einer Fülle von Manipulationen den Körper formen und gestalten, damit er dem Ideal möglichst nahe komme (ohne es jemals zu erreichen): Die Haare werden lockig resp. glatt frisiert, der Körper im Fitnessstudio den jeweiligen Geschlechtersilhouetten entsprechend trainiert, Diäten werden gemacht, Schönheitsoperationen durchgeführt, Kosmetika verwendet und dergleichen mehr. (vgl. dazu auch Villa 2003)

„Das ‚biologische Geschlecht‘ ist demnach nicht einfach etwas, was man hat, oder eine statische Beschreibung dessen, was man ist: Es wird eine derjenigen Normen sein, durch die ‚man‘ überhaupt erst lebensfähig wird, dasjenige, was einen Körper im Bereich kultureller Intelligibilität [d. i. Verstehbarkeit, K.S.] qualifiziert.“ (Butler 1997, 22)

Damit diese Formung wirksam werden kann, muss sie also einerseits als Norm machtvoll sein, sie muss das existenzielle Bedürfnis auslösen, ihr entsprechen zu wollen, um ‚dazu zu gehören‘ und Anerkennung zu bekommen. Andererseits muss die Norm immer wieder wiederholt und zitiert werden, um schließlich als ‚natürlich‘ gelten zu können. Butler verwahrt sich jedoch dagegen, ‚dem Diskurs‘ oder ‚der Sprache‘ die letztendliche (Definitions-)Macht zu geben. Es sei ein Fehlschluss, hier eine Zwangsläufigkeit zu behaupten, die den Menschen jeglichen Handlungsspielraum abspreche und einen Determinismus installiere. Ihr Ziel ist es ja gerade, durch die Aufdeckung der Brüche, Risse, Widersprüche, die aus der uneinlösbaren Forderung dem Ideal zu entsprechen, entstehen, neue Räume zu schaffen, subversiv zu werden und denen zu Anerkennung zu verhelfen, die nach jetzigem Stand noch ausgeschlossen sind. (vgl. a.a.O.) Denn die Polarisierung der Geschlechter – und nicht nur der Geschlechter – zwingt dazu, das jeweils andere auszuschließen und sich nur in der *Negation* auf es beziehen zu können: Das Männliche ist das nicht Weibliche, das Weiße ist das nicht Schwarze, das christliche Abendland nicht das muslimische Morgenland, das Gesunde das nicht Kranke, das Vernünftige das nicht Emotionale ... die Reihe ließe sich endlos fortsetzen. Butler identifiziert in dieser Ausschließlichkeit eine ‚Grausamkeit‘ der vermeintlich stabilen Identität, denn das ausgegrenzte Andere beschneidet die Möglichkeiten, die ich eigentlich habe.



Mit der Anrede, ob einschränkend, verletzend oder die Normen festigend, ist also immer auch ein *Akt der Anerkennung* verbunden, weil sie immer ein Subjekt anspricht und damit ‚macht‘. Das führt zu einer gewissen Abhängigkeit, überhaupt angesprochen zu werden, um ein soziales Subjekt sein zu können, „was schmerzhaft deutlich wird, wenn wir entdecken, daß wir lieber erniedrigt als gar nicht angesprochen werden.“ (Butler 2006, 50) Dennoch werden wir nicht durch *die Sprache* determiniert. Butler kehrt zu Austins These zurück, dass Sprechakte auch scheitern können. Um wirksam sein zu können, braucht ein Sprechakt Konventionen, Institutionen, Rituale, Machtpositionen und Status, in die er eingebettet ist. Ebenso braucht er eine Geschichte bzw. eine Deutungs- und Wissensgeschichte, also einen Diskurs, der den Rahmen für das jeweilige Sprechen absteckt. Aus diesem uns jeweils historisch und gesellschaftlich gegebenen Sprachrahmen können wir nicht aussteigen. Wir bleiben stets an ihn und in ihn gebunden und doch nicht determiniert, weil er nicht statisch, sondern ständig in Bewegung ist. Butler geht es darum, diese Beweglichkeit, Klüfte, Risse, Widersprüche nutzbar zu machen, um Freiräume zu erschließen und die ‚Grausamkeit‘ der Beschränkung fortschreitend zu mildern.

3 Das Konzept der Anerkennung in der Pädagogik

1994 veröffentlichte der Frankfurter Sozialphilosoph Axel Honneth erstmals seine Schrift „Kampf um Anerkennung“, die in den Sozialwissenschaften eine intensive Debatte auslöste und zu einer Fülle von weiteren Arbeiten führte, die sich mit Anerkennung auseinandersetzten und/oder das Konzept weiter ausdifferenzierten. Ausgangspunkt für Honneths Gesellschaftstheorie ist das uns selbstverständlich scheinende Menschenbild des ‚Einzelkämpfers‘ als Naturzustand der menschlichen Existenz, der Kampf um Selbsterhaltung, der dazu führt, den anderen stets als Feind oder Bedrohung zu sehen. (vgl. Honneth 1994) Uns ist oft nicht (mehr) bewusst, wie sehr unser Denken, Fühlen und Verhalten von dieser Voraussetzung des isolierten Einzelnen geprägt sind. Das kapitalistische Wirtschaftssystem bzw. die neoliberale Leistungs- und Konsumgesellschaft funktioniert nur durch beständige Konkurrenz bei gleichzeitiger (Selbst-)Ausbeutung (vgl. z. B. Han 2013): Der Bessere besteht am Markt. Der Sozialdarwinismus bildet ein weiteres Element dieses Menschenbildes: Nur die Starken kommen durch, was mit dem Begriff der ‚Ellenbogengesellschaft‘ anschaulich ausgedrückt wird.

Honneths Anliegen ist es nun, das, was wir gewohnt sind, als nur *eine* Perspektive von verschiedenen möglichen zu begreifen, also als eine Konstruktion, wie Butler sagen würde. Das Paradigma der Gesellschaft als ‚Kampf aller gegen alle‘ stellt er als eine spezielle Theorie dar und entwickelt selbst eine andere, die einen Paradigmenwechsel einleiten will: Statt wie bisher das menschliche Miteinander als Konkurrenz zu begreifen, geht er im Gegenteil davon aus, dass die gegen- und



wechselseitige Anerkennung bzw. das Bedürfnis danach entscheidender Motor unseres Gemeinschaftslebens und unseres Selbstverständnisses/Selbstvertrauens ist. Auch Protestbewegungen, in denen Menschen für ihre Würde kämpfen, unterstreichen Honneths These, dass das Bedürfnis nach Anerkennung ein grundlegender Wesenszug des Menschen ist. Seine Prämisse lautet also: „Die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens vollzieht sich unter dem *Imperativ einer reziproken Anerkennung*, weil die Subjekte zu einem *praktischen Selbstverhältnis* nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren Adressaten begreifen lernen“ (Honneth 1994, 48, H.d.V.), d. h. wenn den einzelnen Individuen klar wird, dass das Gegenüber von ihnen Anerkennung erwartet. Honneth unterscheidet dabei drei Formen bzw. Stufen der Anerkennung, die Voraussetzungen für das „praktische Selbstverhältnis“ des Individuums sind und deren gelungener Bewältigungsprozess erst den einzelnen Menschen zu einem selbstbewussten Individuum werden lässt: 1. Liebe, 2. Recht und 3. Solidarität.

Zu 1: Liebe

Auf der Stufe der Liebe beschreibt Honneth die Entwicklung von der totalen Symbiose (Verschmelzung von Mutter und Baby) zur langsam fortschreitenden Individuation des Kindes *und* der Mutter. Zuerst sind beide ganz aufeinander bezogen, erleben den anderen als Teil ihrer selbst. Es folgen z. T. durchaus aggressive Ablösungsschritte und -prozesse, die zunächst noch immer wieder zur Symbiose zurückführen, bis die eigenständigen Phasen immer länger werden und beide sich als eigenständige Individuen begreifen lernen und sich dann als solche auch anerkennen. Im geglückten Fall wird auf dieser Stufe die Fähigkeit zur Balance zwischen Symbiose und Selbsterhaltung erworben, die Voraussetzung für das Gelingen späterer affektiver Beziehungen ist. *Selbstvertrauen* kann entstehen. (vgl. a.a.O.)

Zu 2: Recht

Im Gegensatz zur Liebe ist das Anerkennungsverhältnis im Recht abstrakt bis formal. Es basiert auf der rationalen Einsicht, dass ich nur als freies Subjekt anerkannt werden kann, wenn ich diese Anerkennung auch dem*r Anderen zuerkenne, auch hier gibt es also die Notwendigkeit der Gegenseitigkeit, die jedoch kein konkretes Gegenüber mehr meint. Im rechtlichen Anerkennungsverhältnis kann Selbstachtung entstehen, wenn ich mich in der und durch die Gesellschaft, in der ich lebe, als geachtet erfahren kann. Rechte, die mir zugesprochen werden, sind Zeichen gesellschaftlicher Achtung.

Zu 3: Solidarität

Das Anerkennungsverhältnis der Solidarität übersteigt den Rahmen der rechtlichen Anerkennung. Während die rechtliche Anerkennung zur Voraussetzung



hat, dass der*die Andere gleich ist (gleich vor dem Gesetz, gleich verantwortlich usw.), geht es auf dieser Stufe darum, das Gegenüber in seiner Verschiedenheit anzuerkennen. (vgl. a.a.O.) Verbindendes Element der Verschiedenheit ist die jeweilige Leistung für den gemeinsamen kulturellen Rahmen. Die Stufe der Solidarität ermöglicht dem einzelnen Individuum im Idealfall, sich in der Gesellschaft mit den ihm eigenen Eigenschaften und Fähigkeiten als ‚wertvoll‘ anerkannt zu wissen. Es handelt sich also nicht um passive Toleranz, sondern aktive (affektive) Anteilnahme. Die entsprechende Ebene des persönlichen Wachstums ist entsprechend hier das Selbstwertgefühl bzw. die „Selbstschätzung“. (a.a.O., 209)

Die drei Anerkennungsformen Liebe, Recht und Solidarität bewirken bei geglätteter Gestaltung im Individuum persönliches Wachstum in der Stufenfolge Selbstvertrauen, Selbstachtung, Selbstschätzung. Annedore Prengel übersetzt in der „Pädagogik der Vielfalt“ (1995) diese drei Stufen der Anerkennung für den pädagogischen Kontext in:

1. „die Dimension der Anerkennung der einzelnen Person in intersubjektiven Beziehungen,
2. Die Dimension gleicher Rechte (hier auch gleicher institutioneller Zugang z. B. zu Bildung) und
3. Die Dimension der Anerkennung der Zugehörigkeit zu (sub-)kulturellen Gemeinschaften [als wertvoll für die Gemeinschaft, K.S.].“ (Prengel 1995, 185)

2013 veröffentlichte Prengel eine Untersuchung, in der sie sich explizit mit der individuellen sprachlichen Gestaltung von professionellen pädagogischen Beziehungen beschäftigt. Auch hier bezieht sie sich wieder auf die drei Anerkennungsstufen Honneths und ‚übersetzt‘ sie gewissermaßen neu. Über Honneth hinaus bezieht sie u. a. auch Erkenntnisse aus entwicklungspsychologischer, salutogenetischer und bedürfnistheoretischer Forschung in ihre Untersuchung ein (vgl. Prengel 2013), um die Notwendigkeit von Anerkennung in pädagogischen Beziehungen zu begründen. Damit hebt sie Honneths erste Stufe der Anerkennung, die Liebe, aus dem familialen Rahmen heraus und fordert, sie als für ein Kind/einen Menschen notwendige Art der Zuwendung in die *pädagogische Professionalität* aufzunehmen. Das Medium dieser Zuwendung ist zunächst und vor allem die *Sprache*:

„Für die Pädagogik sind, nachdem die Beschämung durch Körperstrafen im Prozess der Zivilisation zurückgedrängt wurde, Beschämungen durch Sprache ein wichtiges Forschungsthema. [...] Verletzungen durch gestische und verbale Sprache können u. a. herabsetzende, ausgrenzende und tödliche Konnotationen aufweisen, das heißt sie konstruieren eine den Anderen vertikal hierarchisierende Diskriminierungsbeziehung, eine den Anderen ausstoßende xenophobische Marginalisierungsbeziehung oder ein vernichtendes Ende der Beziehung durch Exklusion.“ (a.a.O., 34)



Für die erste Stufe der Anerkennung schlägt Prenzel statt des Begriffs der ‚Liebe‘ den der „Solidarität mit Fremden“ vor und begründet dies mit dem universalistischen Anspruch des Menschenrechts auf Solidarität:

„Während solidaritätstheoretisch in der Regel von ‚Solidarität unter Fremden‘ die Rede ist und damit die Wechselseitigkeit der sich solidarisch anerkennenden Menschen betont wird, kann die Formulierung ‚Solidarität mit Fremden‘ der Hierarchie zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden Rechnung tragen. [...] primär haben die verantwortlichen Älteren aus pädagogisch-professioneller Sicht die Verpflichtung zur Solidarität mit den Kindern, die hier ‚fremd‘ genannt werden, weil es nicht die ‚eigenen‘ Kinder sind, denen in den ursprünglichen Anerkennungstheoretischen Entwürfen per se die Anerkennungsform ‚Liebe‘ zukommt.“ (a.a.O., 62)

4 Fazit

Gelingt diese Grundform der Anerkennung im pädagogischen Bezug, kann Lernen besser gelingen und verstörtes Verhalten wird positiv veränderbar (vgl. a.a.O.). Gelingt sie nicht, sondern werden stattdessen sprachliche Verletzungen in die pädagogische Beziehung eingebracht, werden sowohl das Lernen als auch das persönliche Wachstum des Kindes bzw. der Kinder massiv beeinträchtigt. Prenzel begründet die Notwendigkeit professionell-pädagogischer Anerkennung ausführlich und aus verschiedenen Denk- und Theorieansätzen, obgleich vom Alltagsverständnis klar ist, dass verletzende Bemerkungen von Lehrkräften, Bloßstellen oder Demütigungen das Lernen erschweren sowie Kinder und Jugendliche in ihrer weiteren Entwicklung schadet. Allein die Ausführlichkeit der Begründung, die Prenzel hier vornimmt, deutet darauf hin, dass vor allem bei Lehrkräften, aber nicht nur bei ihnen, bislang anscheinend wenig bis kein professionelles Verständnis der Bedeutung von sprachlicher Anerkennung und Wertschätzung bzw. kritischer Reflexion des eigenen Sprachhandelns besteht. Umso wichtiger ist jeder Ansatz, solche kritische Selbstreflexion zu initiieren und Sprachbewusstheit als zentrales Element pädagogischer Professionalität zu etablieren.

Anerkennung ist ein existenzielles Grundbedürfnis, ein Menschenrecht, wie Prenzel eindrücklich dargelegt hat. Kinder und Jugendliche sind auf sie angewiesen, um sich gesund entwickeln zu können.

Pädagog*innen und insbesondere Lehrkräfte haben durch ihren Beruf, der häufig auch mit Bewertung zu tun hat, eine selten reflektierte höchst machtvolle Position, in der sie durch und mit ihre*r Sprache bzw. ihr sprachliches Handeln Anerkennung zu- oder absprechen können. Sie haben damit einen selten reflektierten Einfluss auf die Identitätsentwicklung der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen und tragen mit ihrer Sprachgestaltung dazu dabei, ob die von Honneth genannten Ebenen des Selbstvertrauens, der Selbstachtung und der Selbstschätzung (Selbstwertgefühl) erfolgreich erreicht und entwickelt werden können.



Wertschätzung und Anerkennung (auch) durch Sprache sind damit kein pädagogischer Luxus, sondern existenzielle Notwendigkeit – selbstverständlich auch für die Lehrkräfte selbst.

Literatur

- Austin, John L. (2002): *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words 1962)*. Stuttgart: Reclam.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Brown, Lyn & Gilligan, Carol (1997): *Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen*. München: dtv.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Gender Studies*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2006): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Daly, Mary (1981): *Gyn/Ökologie. Eine Metaethik des radikalen Feminismus*. München: Frauenoffensive.
- Evans, Patricia (1995): *Worte, die wie Schläge sind. Verbaler Missbrauch in Beziehungen*. Hamburg: Rowohlt.
- Han, Bung-Chul (2013): *Was ist Macht?* Stuttgart: Reclam.
- Herrmann, Steffen K.; Krämer, Sybille & Kuch, Hannes (Hg.) (2007): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*. Bielefeld: transcript.
- Honneth, Axel (1994): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Klempner, Victor (1987): *LTI. [Lingua Tertii Imperii, K.S.] Notizbuch eines Philologen*. Köln: Röderberg.
- Kuch, Hannes & Herrmann, Steffen K. (Hrsg.) (2010): *Philosophien sprachlicher Gewalt*. Weilerswist: Velbrück.
- Lakoff, George & Johnson, Mark (2018): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 9. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer.
- Lakoff, George & Wehling, Elisabeth (2016): *Auf leisen Sohlen ins Gehirn. Politische Sprache und ihre heimliche Macht*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Maas, Utz (1984): *Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MacKinnon, Catharine A. (1994): *Nur Worte*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Pelz, Heidrun (2007): *Linguistik. Eine Einführung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Prenzel, Annedore (1995): *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. 2. Aufl. Opladen: Leske und Budrich.
- Prenzel, Annedore (2013): *Pädagogische Beziehungen zwischen Anerkennung, Verletzung und Ambivalenz*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.
- Pusch, Luise F. (1984): *Das deutsche als Männersprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Süßebecker, Katrin (2019): *Sprache Macht Anerkennung. Ein Praxiskonzept zur Förderung von Sprachbewusstheit*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Trömel-Plötz, Senta (Hrsg.) (1985): *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Judith Butler*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wehling, Elisabeth (2016): *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*. Köln: Halem.
- Wisselinck, Erika (1991): *Frauen Denken anders. Zur feministischen Diskussion. Als Einführung und zum Weiterdenken*. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.